

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Franz sah äußerst betroffen vor sich hin. Sein Gewissen war ja rein. Aber richtig war's, ehe er Eva kannte, hatte er sich zu Fanny hingezogen gefühlt. Sollte er ihr das damals zu deutlich gezeigt haben? Dann war ja er schuld, wenn sich das arme Mädchen jetzt unglücklich fühlte. Der gute Junge kam sich wie ein Herzensbrecher vor.

Eva beobachtete ihn mit aufmerksamen Augen. Dann nickte sie wie zum Abschlusse eines Gedankenganges mit dem Kopf. Franz fand das Zusammensein mit seiner Braut heute nicht so erquicklich wie sonst. Das Gespräch riß immer wieder ab, etwas Drückendes, Schwüles lag in der Luft des gemütlichen Zimmers. Er schwitzte beinahe, obwohl es gar nicht so heiß war. Und Eva sah ihn wieder so sonderbar forschend und traurig an.

So ging er denn kleinlaut weg. Er hatte ja Nachtdienst heute. Eva blieb eine Weile sitzen, die Hand mit der Nähnadel unthätig im Schoß, und sah lächelnd in die Luft.

Das hatte sie gut gemacht. Wurde sie Frau Neumeier, so hatte sie sich einen wunden Punkt in der Seele des Herrn Gemahls geschaffen, an dem man ihn packen konnte, wenn er sich unlenksam erweisen sollte. Er that zwar jetzt, als könne er kein Wässerlein trüben, aber das änderte sich bisweilen in der Ehe. Sie hatte sich mit scharfen Augen umgesehen in dem Stückchen Welt, das ihrem Blicke erreichbar war, und wußte so manches. Sie war aus den Erfahrungen anderer klug geworden, jawohl. Also schaden konnte die Geschichte nicht, nur nützen, selbst wenn sie den guten Franz wirklich nahm. Kam es aber anders, so hatte sie sich eine wunderschöne Rückzugslinie eröffnet. Sie wollte eben nicht über das Herz ihrer Schwester weg zum Traualtar schreiten. Das klang doch edel, nicht?

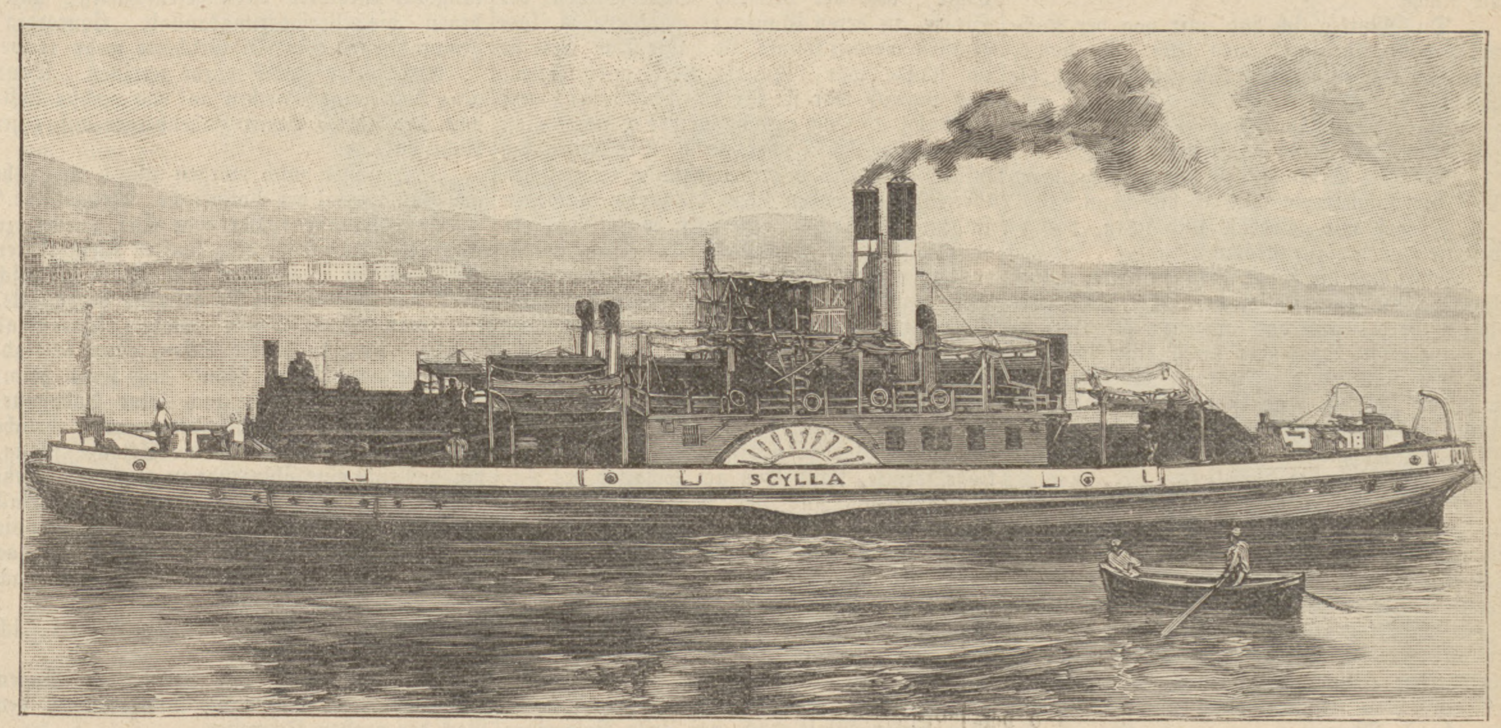
Sie sah nach der Uhr. Halb Sieben schon. Dann legte sie das Nähzeug hin und schlüpfte zu der Nachbarin hinüber, die auf das „Neue Wiener Tagblatt" abonniert war. Ihr Vater hielt so ein deutschnationales Kampfblatt.

Sie fand aber nicht, was sie suchte. Am Tage nach dem ersten Mai, an dem Setzer und Drucker feiern, erscheint nur ein Abendblatt mit wenigen Anzeigen. Also morgen. Sie hielt sich noch ein wenig auf und erzählte der Nachbarin, einer fetten, freundlichen, etwas beschränkten alten Frau, von der gestrigen Praterfahrt. Sonst hätte die ja denken können, es interessiere sie was anderes in dem Blatte als der Bericht über die Maifeier.

„Ja, Frau Leuckhardt, schön war's. Und wie ausführlich alles beschrieben ist da in dem Blattel. In unserer Zeitung steht rein nix als lauter Politik."

„Freilich, freilich!" meinte die Gute eifrig. „Mein Mann hat mir auch mit so einer Zeitung daherkommen wollen. Aber ich hab' g'sagt: dadraus wird nix. Du gehst ja ins Kaffeehaus, kannst deine Hetzartikeln dort lesen. Ich will wissen, was 's Neues giebt in Wien, ich will einen schönen Roman lesen und lustige kleine G'schichterln. Und nach 'm Hofball will ich die To'letten beschrieben haben, was die Damen ang'habt haben."

„Recht haben S', Frau Leuckhardt!" pflichtete



Der Fährdampfer „Scylla" für den Trajektverkehr in der Meerenge von Messina. (S. 132)

Eva ihr bei. „Das hab' ich ja dem Vater schon oft g'sagt, aber da is alles Reden umsonst. Gelten S', Frau Leuckhardt, ich darf mir morgen vormittag die Zeitung wieder ausborgen? Die Mutter liest s' auch gern."

„Von Herzen gern, Schatzerl. Kommen S' nur und holen Sie s' Ihnen. Wenigstens krieg' ich Ihr liebes G'sichterl wieder z' sehn. Der Herr Offizial kann stolz sein auf seine Braut. Wann is denn der Ehrentag?"

„Am ersten Juli. Vom Ersten bis Fünfzehnten hat er Urlaub. Da machen wir dann eine kleine Reise nach Steiermark."

„Nobel, nobel! Gar eine Hochzeitsreis'! Na, ich gönn's Ihnen von Herzen, Everl, von Herzen. Und 's „Tagblatt" holen S' Ihnen morgen. Natürlich."

„Dank schön. Adje jetzt, Frau Leuckhardt."

„Adje, Kindel, adje!"

Als Eva wieder bei ihrer Arbeit saß, mußte sie plötzlich laut auflachen.

„Möcht' die Augen machen, die Alte, wenn . . . Und es wird so kommen, es wird!"

4.

Am nächsten Tage holte sich Eva das Blatt, sobald sie konnte, ohne daß es zu sehr auffiel. Sie las aber weder den spannenden Roman, noch die lustige kleine Geschichte unter dem Strich, sondern nur die letzte Seite mit den kleinen Anzeigen.

„Ein tausendfach donnerndes Hoch, daß die Kochgasse zappelt und der ganze Alsergrund wackelt, der feschen Bärenwirtin zu ihrem Namensfeste."

„X. Z. Brief liegt auf bewußtem Postamt."

„J'y pense. Warum so schweigsam? Bin verzweifelt. 1,000,000 Küsse."

Es waren zwei enggedruckte Spalten voll solcher Anzeigen. Eva las sie mit fliegendem Atem durch. Da war's. Endlich!

„Jenes reizende Fräulein mit dunklem Haar und blauen Augen, das sich am ersten Mai etwas oberhalb des zweiten Rondeaus die Praterfahrt ansah, wird von dem Herrn, der im offenen Landauer vorüberfuhr und sie auf dieses Blatt aufmerksam machte, inständig gebeten, unter dem Namen der Blume, die sie auf ihrem Strohhut trug, in der Expedition d. Bl. Brief zu erheben."

Sie las die Anzeige zweimal durch, dann stand sie auf und trug das Blatt hinaus in die Küche.

„Du, Mutter, ich hab' mir von der Nachbarin das „Tagblatt" ausg'liehn. Da hast's, wenn du's lesen willst. Ich geh' jetzt in die Stadt."

„Leg's derweil dort auf 'n Tisch. Ich hab' jetzt keine Zeit. Wo willst denn hin?"

„Die rote Stickwoll' ist mir ausgegangen. Und zur Schneiderin will ich hinschaun."

„Na geh nur, Everl. Und schau, daß d' beizeiten wieder zurückkommst."

Sowie Eva die Küche verlassen hatte, stürzte Fanny, die der Mutter bei ihrer Arbeit geholfen hatte, auf das auf dem Küchentische liegende Blatt los. Sie hatte eine Ahnung, daß der unvermutete Ausgang der Schwester mit der Zeitung irgendwie zusammenhängen müsse. Das Blatt knisterte in ihren zitternden Händen, während sie die „Seufzerallee" des Anzeigenteiles hastig durchlief.

Da — —! Kein Zweifel, das ging Eva an. Dunkles Haar, blaue Augen . . . Also war das Gerede von dem Millionär, der etwa kommen könnte, doch nicht so ohne Grund gewesen. Der arme, arme Franz! An seiner Seite, vielleicht gerade auf seinen Arm gestützt, knüpfte sie Beziehungen mit einem anderen an. Aber recht geschah ihm, dem Franz. Warum hing er sein Herz an ein glattes Lärvchen? Warum . . .

Sie holte tief Atem, warf das Blatt hin und ging an ihre Arbeit zurück. Als die Mutter ein Weilchen später ihre Helferin ansah, um ihr einen Auftrag zu geben, schlug sie die teigbedeckten Hände zusammen vor Erstaunen.

„Mädel, was is denn mit dir vor'gangen? Du hast ja ordentlich rote Backerln. Und wie dir die Augen glänzen! Gott sei Lob und Dank, daß du wieder g'sund bist. — Oder," fügte sie ängstlich hinzu, „hast du 'leicht gar 's Fieber?"

„Keine Spur, Mutter!" antwortete Fanny. „Ich fühl' mich ganz wohl. Und was Besonderes ist mit mir nicht vorgegangen. Ich bin halt gut aufg'legt, ich weiß selber nicht warum."

Das war nicht einmal gelogen. Selbst wenn sie nicht sich eben vorgenommen hätte, zu schweigen und schweigend zu beobachten, wäre sie nicht im stande gewesen, von den einander widersprechenden Gefühlen, die in ihrem Herzen hin und her wogten, Rechenschaft zu geben. Sie war glücklich, weil sich eine Möglichkeit



Georg Herzog von Cornwall und York, englischer Thronfolger. (S. 132)

zeigte, daß der heimlich Geliebte von der Sirene, in deren Klauen er gefallen war, losgelassen werden könnte, sie haßte Eva, weil sie im stande war, ihm so übel mitzuspielen, und zugleich war sie ihr dankbar dafür, daß sie selbst an ihm gerächt wurde. Hatte nicht auch er die Treue gebrochen? Sie hatten sich freilich noch kein Wort gesagt, aber zwischen ihren Herzen woben schon die zarten, goldenen Fäden hin und her. Die hatte er zerrissen, als er die schönere Schwester sah. Nun mochte er am eigenen Leibe erfahren, wie verratene Liebe thut. Dazu kam das Behagen der heimlichen, ungeahnten Mitwisserschaft, und endlich leise, ganz leise die Hoffnung, daß jetzt auch über ihrem Leben die Sonne wieder aufgehen könne. Franz würde ja wieder frei! —

Während Fanny so verwickelten Phantasien nachhing und dazu mit geübten Händen Mehlklöße formte, stand Eva am Schalter des Annoncenbureaus und ließ sich von dem pfiffig blinzelnden Angestellten den für „Mohnblume" fachlagernden Brief aushändigen. Die Aufschrift war von aristokratisch-fahriger Hand gekritzelt, das Papier fein, so fein, wie sie noch niemals eins in der Hand gehabt hatte, und ein starkes Parfüm strömte davon aus.

Evas Herz schlug mächtig, so mächtig, als hätte sie einen richtigen Liebesbrief empfangen. War dieses Blatt doch der erste Bote einer glänzenden Zukunft. Jener glänzenden Zukunft, die sie sich so oft in ehrgeizigen Träumen ausgemalt hatte. Die goldene Wünschelrute des Geldes in ihrer Hand, vor der sich die Felsen öffnen und ihre verborgenen Schätze hergeben, der Zauberstab, der jeden Wunsch erfüllt.

In der nächsten halbwegs stillen Straße riß sie den Umschlag auf und las hastig:

„Mein angebetetes Fräulein!

Wenn dieser Brief von Ihnen überhaupt gelesen wird, brauche ich Sie nicht mehr um Verzeihung zu bitten für die Kühnheit, mich auf diesem Wege an Sie zu wenden. Denn wenn Sie mir böse wären, hätten Sie den Brief ja gar nicht erhoben. Ich versichere Sie also kurz, daß der bloße flüchtige Anblick Ihrer berückenden Schönheit mich zu Ihrem glühendsten Verehrer gemacht hat, und bitte Sie, mir zu schreiben, wann und wo ich Sie sprechen darf.

Ihr von Sehnsucht verzehrter
Rud. Hohenberger.
I. Plankengasse 12."

Eva lächelte spöttisch, während sie den Brief zerriß und die Stückchen im Winde flattern ließ.

„Frech, der alte Herr. Aber das macht die Uebung. Du wirst schaun! Du glaubst, da giebt so ein lustiges kleines Abenteuer, das nichts kostet als ein paar süße Redensarten und eine Handvoll Geld. Heiraten wirst du müssen, mein Kleiner, oder es ist nichts. Bist ja auch alt genug zum Heiraten. So etwas über Fünfzig, gelt? Aber das macht nix. Wenn einer in der Plankengasse wohnt und im eigenen Wagen fahrt, darf er schon ein paar Jahrl mehr haben. Klingt gar nicht übel, Eva Hohenberger. — — Erst aber wollen wir ein bissel nachschaun," dachte sie weiter. „Es giebt so viel Schwindel in der Welt heutzutage. Mancher fährt auf Gummirädern und wohnt in der feinsten Gegend und hat nichts als Schulden."

Sie begab sich in ein Auskunftsbureau auf dem Stephansplatze, bezahlte eine mäßige Gebühr und hatte zehn Minuten später einen Streifen Papier in der Hand, auf dem in Maschinenschrift zu lesen stand, daß Herr Rudolf Hohenberger, der ehemalige Inhaber der Bankfirma Hohenberger & Comp., ein aus glücklichen Börsenspekulationen herstammendes Vermögen von fünfeinhalb Millionen Gulden besitze und zur Zeit außer seiner Thätigkeit als Verwaltungsrat mehrerer Aktiengesellschaften, unter denen die Versicherungsanstalt „Concordia" genannt war, keinerlei Geschäfte mehr treibe.

Auch dieser Zettel wurde zerrissen. Dann ging das junge Mädchen auf das nächste Postamt und schrieb Herrn Hohenberger auf einer Rohrpostkarte.

„Sie treffen mich morgen abend acht Uhr am Hauptportal der Votivkirche. Mohnblume."

Eine Stunde später war Eva wieder zu Hause und kramte die eingekauften Kleinigkeiten mit so vieler Seelenruhe auf ihrem Nähtisch aus, daß Fanny, die sie heimlich beobachtete, in ihren Vermutungen wieder schwankend wurde. Eine so heitere Stirn, einen so kindlich lächelnden Mund konnte doch keine heimliche Sünderin haben, auch keine Vabanquespielerin, die eine bescheidene, aber ehrliche und gesicherte Zukunft in die Schanze schlug, um vielleicht eine glänzende zu gewinnen. Jetzt brachte Eva gar einen kleinen bunten Ball aus Cellulose hervor, schüttelte ihn erst, daß die Steinchen darin rasselten, und rief dann, das Spielzeug hinter dem Rücken verbergend, nach dem Nesthäkchen.

„Katherl! — Komm schnell, Katherl, ich hab' was!"

Das Kind kam mit strahlenden Augen hereingestürzt und hing sich jauchzend an den Rock der großen Schwester.

„Hast du mir was mitdebringt, Everl?" fragte sie schmeichelnd.

„Freilich hab' ich meinem kleinen Zuckerweiberl was mitgebracht. Rat einmal, was?"

Die Kleine steckte den Zeigefinger in den Mund, zog das Stirnchen in allerliebste kleine Falten und dachte nach.

„Zuckerln?" fragte sie zweifelnd.

„Nein."

„Spielerei?"

„Ja, Katherl."

„Ein' Ball'n!" jubelte das kleine Mädchen auf, das sich erinnerte, daß es sich schon öfters einen gewünscht hatte.

„Richtig, einen Ballen. — Bist du ein g'scheites kleines Dirndl, du hast's erraten. — Na, da hast 'n. — Schau nur, wie schön rot und grün er ist, und wie er springt — — und wenn er springt, so rasselt er wie die Trommel, wenn die Soldaten marschieren. Na, krieg' ich kein Dankschön-Busserl?"

Das Kind reckte sich auf die Zehen und schlang die Aermchen um den Hals Evas, die sich zu ihm hinabgeneigt hatte. Dann rannte Katherl, den bunten Ball fest in der Rechten, jauchzend hinaus in die Küche.

„Mutter! Mutter! — Schau nur, was mir die Eva mitdebringt hat!"

Fanny kam sich wie eine arme Sünderin vor. Wie bitter unrecht sie der Schwester gethan hatte! Denn nun war doch gar nicht mehr daran zu denken, daß das Inserat Eva angegangen hatte, und sie nur in die Stadt gefahren war, um sich den Brief abzuholen. Wenn man solche Sachen im Kopf hat, denkt man nicht daran, einem Kinde etwas mitzubringen.

Die gute Seele fühlte das dringende Bedürfnis, Eva ihren abscheulichen Verdacht abzubitten. Fast schüchtern näherte sie sich der Schwester, die in den Fächern und Lädchen ihres Nähtisches kramte.

„Everl!" sagte sie stockend.

Die Gerufene blickte erstaunt auf. „Was denn, Fanny?"

„Du, Eva, woll'n wir nicht wieder gut sein miteinander? Es war recht dumm von mir, daß ich deine Reden damals in der Nacht so ernst genommen und dir solche Vorwürf' g'macht hab' — —"

„Aber Fanny!" antwortete Eva mit berückendem Lächeln, „du beschämst mich ja ordentlich. Ich müßt' ja dich um Verzeihung bitten. Denn was du mir gesagt hast, war ja am Ende alles ganz wahr und richtig, und ich hab' dich dafür recht grauslich ang'schnarcht. Glaub mir, wie dir gestern so schlecht war, hat's mich oft genug g'rissen, zu dir hineinzugehn und dir ein gut's Wort zu geben. Aber du weißt, das bring' ich nicht zusammen. Ich bin ein solcher Dickschädel. Du bist besser als ich, Fanny, viel besser!"

Fanny traten die Thränen in die Augen vor Rührung, als sie Eva so reden hörte. Die Mädchen umarmten und küßten sich. Dann ging Fanny hinaus in die Küche, der Mutter beim Kochen zu helfen. Eva sah ihr mit einem halb spöttischen, halb gerührten Lächeln nach.

„Das arme Ding!" murmelte sie. „Für die wär's auch das reine Glück, wenn . . . Dann bekäm' sie ihren Franz. Fast reut's mich, daß ich ihn ihr wegg'fischt hab'. Aber schließlich hab' ich ja nichts Besseres g'habt, und die Nächstenlieb' fangt bei einem selber an." —

An diesem Tage fand Papa Rauscher es schon bedeutend gemütlicher am Familientisch. Fanny saß wieder an ihrem gewohnten Platze und sah blühend aus, Eva war guter Dinge wie selten. Sie neckte sich mit dem Studenten, und das Gelächter der beiden füllte die Stube mit so fröhlichem Lärm, daß das Kanarienhähnchen in seinem Bauer an der Wand zum Wetteifer aufgeregt wurde und mächtig zu schmettern begann. Als schließlich gar Knödel mit Salat auf den Tisch kamen, Herrn Rauschers Leibgericht, brach der glückliche Familienvater in die Worte aus: „So laß ich mir's g'fallen! Aber weil wir so fidel und g'mütlich beisamm' sitzen, und weil's Bier zu die Knödel mit Salat eh' nit paßt . . . Alte, gieb ein Flaschel Wein aus der Speiskammer."

Der Wein wurde gebracht. Karl zog den Pfropfen auf und ahmte dabei den Knall eines emporfahrenden Champagnerkorkes täuschend mit der Zunge nach.

Jetzt kam die Gemütlichkeit erst recht in Flor. Der Vater trank sogar auf das Gedeihen der Enkelkinder, mit denen Eva ihn recht bald beschenken würde. Eva nahm den Trinkspruch ziemlich gleichgültig hin, aber Fanny wurde blutrot, als ginge die Sache sie an.

Ihr Glaube an Eva war wieder schwankend geworden. Mit dem scharfen Spürsinn des Weibes merkte Fanny der Schwester eine heimliche, durch nichts erklärte Aufregung an. Eva nahm sich zwar sehr geschickt zusammen. Aber in ihren Augen flammte und flimmerte es doch. Das kam wohl kaum vom Einkauf der Stickwolle und des bunten Rasselballs für Kathi. Und dann — wenn sie nichts zu verbergen hatte, warum verstellte sie sich so?

Je länger Fanny sich den Kopf zerbrach, um so mehr neigte sie sich dem Glauben wieder zu, daß es mit der Anzeige im „Tagblatt" doch seine Bewandtnis haben müsse. Und sie glaubte das so gern. Denn wenn sich's so verhielt, so würde Franz ja frei.

Neumeier kam gleich nach Tisch. Er schien in einer wunderlich zerrütteten Gemütsverfassung zu sein. Beim geringsten Anlaß trieb ihm die Aufregung das Blut in die Wangen wie einem jungen Mädchen, und von Fanny hielt er sich fast ängstlich fern.

Eva beobachtete ihn scharf, und was sie wahrnahm, befriedigte sie auf das höchste. Ihre gestrigen Andeutungen waren ihm offenbar ins Blut gegangen. Zeit genug, nachzudenken, hatte er während des Nachtdienstes ja gehabt.

Sie behandelte Fanny geflissentlich mit jener mitleidigen Zärtlichkeit, die man Verwundeten und Kranken gegenüber anwendet, und zog sie immer wieder ins Gespräch. Fanny wußte erst nicht, wie ihr geschah, dann erklärte sie sich diese auffallende Liebenswürdigkeit als ein Bestreben, die beißenden Worte, die Eva vorgestern nachts zu ihr gesprochen, wieder gut zu machen. Neumeier aber fühlte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde unbehag-



Das französisch-algerische Kamelreitercorps auf dem Marsche. (S. 132)

licher. Er kam sich selbst so ruchlos und verbrecherisch vor, daß er sich gar nicht gewundert hätte, wenn die Thür aufging und ein paar Polizisten eintraten, um ihn zu verhaften.

In dieser Zerknirschung trat sein alter Fehler, die Schüchternheit, wieder recht deutlich hervor. Er errötete über jede Kleinigkeit, so daß Karl ihn spöttelnd Franziska nannte. Der billige Witz berührte Neumeier wie ein Peitschenschlag. Denn Franziska war eigentlich Fannys Name. Er wurde auf den Namen seines armen Opfers getauft. Die Sache ging ihm so auf die Nerven, daß er beinahe unwirsch aufgefahren wäre, als Karl ihn zum dritten- oder viertenmal mit seinem ins Weibliche übersetzten Vornamen rief. Damit hatte er sich aber nur eine neue Zuchtrute gebunden. Denn als man nach einer Viertelstunde aufbrach, um einen Spaziergang „vor die Linie“ hinaus nach Hernals zu machen, hing Eva sich an Karl und sagte zu ihrem Bräutigam: „Du führst heut einmal die Fanny; dich und den Karl muß man auseinander halten, sonst giebt's noch den schönsten Streit. Aber schön manierlich den Arm geben, bitt' ich mir aus, wie sich's gehört, wenn man eine Dame führt.“

Dem armen Menschen stand der Angstschweiß auf der Stirn darüber, in solcher Vertraulichkeit mit seiner „Verratenen“ spazieren zu gehen. Auch Fanny war befangen, und es wollte kein rechtes Gespräch zwischen den beiden zu stande kommen, bis Franz in seiner Verzweiflung fachzusimpeln begann. Er hielt seiner Dame einen eingehenden Vortrag über die Organisation des österreichischen Postdienstes. Das war wenigstens ein unverfängliches Thema.

Eva meinte bersten zu müssen vor verhaltenem Lachen, als sie ihren Zukünftigen mit solchem ängstlichen Eifer über den Geld-, Frachten- und Briefverkehr nach dem Inlande und nach dem Auslande predigen hörte. Endlich, als Franz auf das Thema des Telegraphenwesens hinübergeglitten war und seiner Zuhörerin den Unterschied zwischen einem Morse- und einem Hughes-Apparat auseinandersetzte, konnte sie nicht mehr an sich halten und kicherte los.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der rasch zunehmende Verkehr zwischen dem süditalienischen Festlande und der Insel Sizilien hat neuerdings zur Einrichtung eines regelmäßigen **Trajektverkehrs in der Meerenge von Messina** geführt. Seit einem Jahre etwa unterhalten die beiden **Fährdampfer „Scylla“** und „Cariddi“ diese Verbindung zwischen Reggio und Messina. Sie haben je 74 Meter Länge und tragen auf ihrem Deck Schienengeleise, welche die Fortsetzung der hüben und drüben mündenden Eisenbahngeleise darstellen. Sechs Personen- oder Güterwagen haben gleichzeitig Platz auf dem Deck jedes dieser Dampfer, die täglich bei jeder Witterung verkehren und die Ueberfahrt in 40 Minuten zurücklegen. — Der **englische Thronfolger, Georg Herzog von Cornwall und York**, hat mit seiner Gemahlin an Bord der Jacht „Ophir“ eine auf längere Dauer bemessene Reise nach den überseeischen britischen Kolonien angetreten. Der Herzog ist geboren am 3. Juni 1865 und seit dem 6. Juli 1893 vermählt mit Viktoria Mary Fürstin von Teck (geboren am 26. Mai 1867). Dieser Ehe sind bis jetzt vier Kinder, drei Prinzen und eine Prinzessin, entsprossen. — Die Franzosen haben in neuester Zeit verschiedene erfolgreiche Expeditionen von ihren algerischen Besitzungen aus in das Wüstengebiet der Sahara ausgeführt. Für alle derartigen Unternehmungen ist von hohem Werte das seit 1895 organisierte **französisch-algerische Kamelreitercorps.** Es führt die offizielle Bezeichnung „Spahis sahariens“ und ist eine Eliteschwadron, die mit schnellen und ausdauernden Meharis oder Reitkamelen beritten gemacht ist. Die Offiziere und Unteroffiziere sind sämtlich Franzosen; die Mannschaften werden fast ausschließlich unter den Chaâmba, einem kriegerischen Stamm der Wüste, angeworben. Die Schwadron ist eingeteilt in drei Züge von je 45 Mann.

Der Kampferbaum.

(Mit 2 Bildern.)

Der in der Arzneikunde wie für technische Zwecke stark verwendete Kampfer ist das Produkt eines ostasiatischen, zur Familie der Lorbeergewächse gehörigen Baumes, der besonders in China, Japan und Formosa kultiviert wird. Der Kampferbaum (siehe das untenstehende Bild) hat im Wuchse Aehnlichkeit mit unserer Linde, wächst anfangs langsam, später schneller und erreicht bei guter Pflege eine stattliche Größe und ein hohes Alter. Die Blüten (siehe das obere Bild auf S. 133) sind klein, weiß und in Rispen stehend. Zur Gewinnung des Kampfers, der im Holze des Baumes enthalten ist, wird dieses in kleine Späne zerschnitten, ins Wasser gelegt und einem rohen Destillationsprozesse unterworfen, wobei sich der Kampfer in kleinen Körnern ausscheidet. Dieser Rohkampfer wird von den Europäern gereinigt und bildet dann eine weiße kristallinische, leicht zerbröckelnde und entzündliche Masse von eigentümlichem, sehr scharfem Geruch und Geschmack.



Kampferbaum.

Wochenmarkt in Budapest.

(Mit Bild auf S. 133.)

In die schöne, am breiten Donaustrome gelegene, von Obstgärten und Weinbergen umgebene Hauptstadt Ungarns versetzt uns das Gemälde A. Wagners „Wochenmarkt in Budapest“, von dem wir auf S. 133 unten eine Holzschnittnachbildung bringen. Zur Sommerszeit findet man auf diesem Markte alle Erzeugnisse des reichen Landes in verschwenderischer Fülle. Burschen, Mädchen und Frauen in der charakteristischen ungarischen Tracht kommen vom Lande mit den großen eigenartigen Körben in die Stadt herein, und das Markttreiben hat unter der blendenden Sonne des Sommers fast schon etwas Italienisches an sich.

Ein segensreicher Irrtum.

Erzählung nach Thatsachen von **A. Berthold.**

1.

Im Herminenthal in der Nähe der thüringischen Stadt E. liegt zu beiden Seiten der Straße eine große Anzahl von Villen. An der Thür eines dieser Landhäuschen, neben deren Klingel auf einem Schild der Name Morris

zu lesen war, klingelte an einem Vormittag ein Polizeidiener, und eine ältere, sehr sauber gekleidete Dame öffnete.

„Sind Sie Frau Morris?" fragte der Polizeidiener.

„Nein, ich bin Frau Wengert, die Wirtschafterin des Herrn Morris."

„Hier ist ein Brief!" sagte der Polizeidiener und entfernte sich wieder.

Frau Wengert betrachtete den Brief mißtrauisch von allen Seiten. Dann ging sie nach der Veranda, die an der Rückseite der Villa nach dem Garten hinaus lag. Hier saß in einem Lehnstuhl Herr Morris, dessen Alter nicht so leicht zu bestimmen war, da unzweifelhaft eine schleichende Krankheit sein Gesicht älter erscheinen ließ und sein Körper eine schlaffe Haltung zeigte, die auf allgemeinen Verfall der Kräfte hinwies.

Morris sah fast ängstlich nach der Wirtschafterin und fragte: „Was giebt es denn? Hat es nicht geklingelt? War nicht soeben jemand hier?"

„Jawohl," erklärte Frau Wengert. „Ein Polizeibeamter mit einem Dienstbrief ist hier gewesen. Es wird wohl nichts Wichtiges sein; bitte beunruhigen Sie sich nicht."

Morris zog einen Kneifer aus der Tasche seines Hausrockes, erbrach den Brief und las ihn durch. Dann reichte er ihn kopfschüttelnd der Wirtschafterin.

„Das ist wohl ein Irrtum. Die ganze



Blüte des Kampferbaumes. (S. 132)

Sache geht mich absolut nichts an. Wie man nur dergleichen schreiben kann, ist mir unklar."

Frau Wengert hatte rasch nach dem Brief gegriffen. Derselbe lautete:

Herrn Morris, hier.

Da Sie Ihren Hund trotz der polizeilich verhängten Hundesperre gestern frei in der Nähe Ihres Hauses haben herumlaufen lassen, werden Sie hiermit aufgefordert, eine Ordnungsstrafe von drei Mark an die Polizeikasse zu zahlen. Es steht Ihnen frei, gegen diese Strafe innerhalb acht Tagen Widerspruch zu erheben und die Entscheidung des Schöffengerichts anzurufen. Die Strafe wird eventuell im Zwangsverfahren eingetrieben.

Frau Wengert war mit dem Lesen des Briefes fertig und sah Morris an.

„Eine Verwechslung!" sagte dieser. „Ich habe keinen Hund. Oder hat vielleicht der Gärtner sich trotz meines Verbotes ein solches Tier angeschafft? — So antworten Sie doch!"

„Nein, nein," versetzte beschwichtigend Frau Wengert. „Niemand im Hause hat einen Hund. Es ist ein Irrtum oder — oder etwas anderes. Hier trägt niemand die Schuld an diesem Schreiben."

„Was wollen Sie damit sagen? Sprechen Sie sich aus, wenn Sie irgend einen Verdacht haben."

„Es ist eben nur ein Verdacht, Herr Morris. Eine Verwechslung kann doch nur vorkommen, wenn wirklich ein Hund vorhanden wäre, oder wenn wir jemals einen besessen hätten. Da dies aber nicht der Fall ist, so sieht mir die Sache eher wie eine Schikane aus. Vielleicht

Wochenmarkt in Budapest. Nach einem Gemälde von A. Wagner. (S. 132)

hat jemand Grund, Ihnen Aerger oder Schwierigkeiten zu bereiten. Es giebt boshafte Menschen, Herr Morris, Leute, die in ihrer ohnmächtigen Wut schließlich auf die sonderbarsten Mittel verfallen."

„Sie sehen zu schwarz, Frau Wengert. Nach Frauenart sind Sie ängstlich und wittern überall Gefahr. Aber ich bin Ihnen jedenfalls dankbar für Ihre Teilnahme, und Sie wissen ja, es ist Ihr Schaden nicht, daß Sie zu mir halten. Ich habe Sie in meinem Testament bedacht, Frau Wengert."

Frau Wengert schien sehr entrüstet und erklärte: „Herr Morris, ich habe Sie wiederholt gebeten, mich mit diesen verletzenden Erklärungen zu verschonen. Ich diene Ihnen aus treuer Anhänglichkeit und ohne Rücksicht auf eine etwaige außerordentliche Belohnung."

Morris lächelte: „Das macht Ihnen alle Ehre, liebe Frau Wengert, und ich weiß das zu schätzen und werde nicht undankbar sein. Sie sind ja die einzige, der ich Vertrauen schenke, und die zu mir hält. Ich kenne Ihre Treue und Ihr gutes Herz. Es ist ja möglich, daß Sie recht haben und die Sache eine Schikane ist; aber der Hieb ist leicht zu parieren. Ich werde sofort an die Polizei schreiben, daß ich einen Hund überhaupt nicht besitze."

Morris erhob sich aus dem Lehnstuhl, um nach dem Zimmer zu gehen. Sein Gang war unsicher, fast schwankend. Frau Wengert wollte ihm den Arm zur Stütze bieten; Morris aber erklärte: „Lassen Sie nur, es geht schon so. Ich muß mich zwingen, allein zu gehen; denn je mehr man der Krankheit nachgiebt, desto schlimmer wird es. Mir ist zwar nicht mehr zu helfen, und es wird wohl nicht mehr lange mit mir dauern, aber bis zum letzten Augenblicke will ich mich wehren."

Frau Wengert führte ihr Taschentuch an die Augen: „Sie haben ein wirkliches Talent, Menschen zu quälen, Herr Morris. Nun sprechen Sie wieder vom Sterben. Wie oft habe ich Sie gebeten, einen Arzt zu Rate zu ziehen! Das sind Sie sich selbst schuldig."

„Lassen Sie mich mit den Pfuschern in Ruh!" grollte Morris. „Ich habe dreißig Jahre in Australien gelebt und nie einen Arzt gebraucht. Ich habe gefunden, daß gerade die Leute, die sich die Aerzte vom Leibe hielten, steinalt wurden."

Frau Wengert verließ das Zimmer. Dann traf sie noch in der Küche wegen des Mittagessens einige Anordnungen und ging endlich auf ihr Zimmer.

Sie war noch immer eine stattliche Frau, obwohl sie im Anfang der fünfziger Jahre stand. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein. Sie trug sich mit peinlicher Sauberkeit und zeigte in ihrem ganzen Auftreten und Wesen, daß sie eine gute Erziehung genossen hatte.

Sie setzte sich an das Fenster und schaute gespannt auf die Straße hinaus. Nicht lange dauerte es, so näherte sich eine schwarz gekleidete junge Dame, die unschlüssig vor der Villa auf und ab ging. Sie war dicht verschleiert, aber Frau Wengert schien sie sofort zu erkennen, denn sie eilte vor die Hausthür, als habe sie die Fremde erwartet.

Als die verschleierte Dame sie erblickte, kam sie eilfertig an das Gitter heran und sagte: „Guten Tag, Frau Wengert, der Himmel schickt Sie mir! Ich muß mit Herrn Morris sprechen."

Frau Wengert zeigte sich weder erstaunt noch besonders freundlich, sie blieb so gleichmäßig ruhig, wie sie gewesen war. Sie trat an das Gitter und sagte zu der Verschleierten: „Frau Berger, ich muß Sie daran erinnern, daß Sie das Verhältnis zu dem Onkel Ihres Gatten noch verschlimmern, wenn Sie versuchen, sich ihm zu nähern. Er schläft zum Glück, aber ich versichere Sie, wenn er nur sehen würde, daß Sie hier vor der Villa hin und her gehen, würde ihn dies in eine derartige Aufregung bringen, daß ich das Schlimmste für ihn befürchten müßte."

„Ich muß ihn sprechen," sagte die Verschleierte, „ich beschwöre Sie, verschaffen Sie mir eine Unterredung mit Herrn Morris. Wenn er mich abweist, sind wir verloren. Mein Mann ist verzweifelt, und ich bin es nicht minder."

Die Haushälterin zuckte die Achseln.

„Meine liebe Frau Berger, ich kann nichts in Ihrer Sache thun. Sie wissen, es ist mir streng verboten, mit Ihnen zu verkehren, und nicht einmal einen Boten oder einen Brief von Ihnen darf ich annehmen. Aber ich habe auch ein Herz und weiß, wie Ihnen zu Mute ist. Kommen Sie nur herein, da in die Ecklaube. Dort können Sie mir erzählen, um was es sich handelt; wenn irgend möglich, will ich Ihnen behilflich sein."

Frau Wengert öffnete die Thür und ließ Frau Berger eintreten, die jetzt ihren Schleier zurückschlug und ein freundliches, angenehmes Gesicht zeigte, das nur etwas vergrämt aussah.

Frau Wengert begleitete den heimlichen Gast bis in die Laube und sagte hier: „Nun erzählen Sie, aber bitte, mit gedämpfter Stimme. Wenn Herr Morris bemerkt, daß Sie hier bei mir in der Laube sind, dann jagt er mich augenblicklich fort. Ich bin ja gern bereit, Ihnen zu helfen, aber ich bin eine alleinstehende Witwe, die auf sich selbst angewiesen ist. Eine solche Stellung wie hier bekomme ich nicht wieder."

„Ich weiß es, daß Sie sich einer gewissen Gefahr aussetzen, ich weiß auch, eine wie wohlwollende, gute Frau Sie sind, und deshalb müssen Sie mir helfen. Raten Sie mir, was soll ich thun? Wir stehen unmittelbar vor dem Bankerott. Die Schuld daran trägt lediglich Herr Morris, wenn er auch jetzt so thut, als habe er Grund, uns zu zürnen. Die Sache ist doch ganz einfach. Als er von Australien zurückkam, hat er meinen Mann dazu veranlaßt, sein Geschäft zu vergrößern und ihm dazu Kapital vorgeschossen. Als dann mein Mann mit seinem Onkel in Zwist geriet, weil sie sich über die Art und Weise des Betriebes in der Fabrik nicht einigen konnten, hat sich Herr Morris nicht nur vom Geschäft zurückgezogen, sondern auch das Kapital, das er meinem Manne vorgestreckt hat, gekündigt und, da es nicht hergegeben wurde, eingeklagt. Das ist die Ursache unseres Verderbens."

Frau Wengert wischte sich eine Thräne aus den Augen.

„Meine liebe, liebe Frau Berger," erklärte sie, „wie soll ich Ihnen raten, Ihnen helfen? Ich bin jetzt seit fünf Jahren bei Herrn Morris Wirtschafterin und kenne ihn nur zu genau. Wenn er sich etwas in den Kopf setzt, so führt er es auch durch. Er nennt das Konsequenz, er hält dies für seine Pflicht. Da ist nicht mit ihm zu reden. So besteht er zum Beispiel darauf, keinen Arzt zu Rate zu ziehen, obgleich er wirklich schwer krank ist. Er geht vielleicht an diesem Eigensinn zu Grunde, aber er giebt doch nicht nach. So ist es auch mit seinem Zorne gegen Ihren Gatten, seinen Neffen. Es ist streng verboten, den Namen Ihres Gatten hier im Hause zu nennen; bei Strafe der Entlassung ist mir und dem Personal untersagt, Briefe von Ihnen anzunehmen. Würden Sie versuchen, durch List oder Gewalt bis zu ihm vorzudringen, so würde es einen entsetzlichen Auftritt geben, ohne daß Sie Ihr Ziel erreichten."

Frau Berger rang die Hände. „In acht Tagen ist die Summe fällig, das Gericht hat gegen uns entschieden. Wenn mein Mann zahlen muß, ist der Konkurs fertig. Ich bitte und beschwöre Sie, geben Sie wenigstens diesen Brief Herrn Morris."

„Das kann ich nicht. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, es ist mir verboten, Briefe von Ihnen anzunehmen. Selbst wenn ich mich zum Opfer bringen und den Brief in die Hände des Herrn Morris spielen wollte, so hätte dies gar keinen Zweck; Herr Morris würde nur die Unterschrift des Briefes ansehen und ihn dann sofort ungelesen zerreißen. Er würde gegen Sie noch mehr erbittert werden, und ich hätte mich nutzlos um meine Stellung gebracht. Das einzige, das ich Ihnen raten kann, ist, ruhig abzuwarten; vielleicht beruhigt sich Herr Morris, vielleicht läßt seine Nervosität nach, und er denkt dann anders über den Zwist mit Ihrem Gemahl."

„So sind wir verloren," stöhnte Frau Berger.

„Ich bedaure Sie von Herzen. Aber nun entschuldigen Sie mich, ich muß ins Haus zurück."

2.

Am nächsten Morgen traf bei Morris abermals ein Schreiben von der Polizei ein.

„Ihre Antwort hat wahrscheinlich schon Früchte getragen, und es handelt sich um Zurücknahme der Strafverfügung," bemerkte Frau Wengert, als sie den Brief überreichte.

„Oeffnen Sie den Brief," versetzte Morris, der sich so schwach fühlte, daß er sich nicht von seinem Ruhebette erheben konnte. „Lesen Sie mir ihn vor."

Frau Wengert las langsam den Brief und schien über den Inhalt sehr überrascht zu sein. Die Polizei teilte dem Rentier Morris mit, daß sie ihm anheimstelle, die Entscheidung des Schöffengerichts anzurufen, da dieses allein eine polizeiliche Verfügung aufheben könne; die Polizei selbst sei gesetzlich gar nicht befugt, Verfügungen, die sie erlassen habe, wieder zurückzunehmen. Wenn Herr Morris wirklich keinen Hund besitze, so würde ja selbstverständlich das Schöffengericht ein freisprechendes Urteil fällen. Wenn er aber die Entscheidung des Schöffengerichts nicht anrufe, müsse er die Strafe bezahlen.

„Welch sonderbare Formalitäten!" rief Morris ärgerlich. „Widerspricht es nicht dem gesunden Menschenverstand, daß die Leute ihre eigenen Verfügungen nicht zurücknehmen können?"

Frau Wengert schien sehr bestürzt. „Eine Gerichtsverhandlung sollen Sie durchmachen, Herr Morris? Diese Aufregung muß Ihnen unbedingt schaden. Ich weiß, wie es hier auf den Gerichten zugeht; man muß stundenlang warten, man regt sich auf, wenn man nur in dem Korridor mit der Menge Menschen zusammenkommt und in dem Durcheinander der Parteien, dem Hin- und Herlaufen, Sprechen und Schreien aushalten soll."

„Haben Sie nur keine Furcht, es fällt mir gar nicht ein, mich mit den Gerichten abzugeben. Ich werde die drei Mark bezahlen; damit ist die Geschichte aus der Welt geschafft, und wir haben Ruhe." —

Da Morris sich bei seinen Mahlzeiten langweilte, wenn er allein saß, so mußte ihm stets Frau Wengert Gesellschaft leisten. An einem der nächsten Tage bemerkte Morris, daß die Wirtschafterin stiller als sonst war und sehr gedrückt und mißgestimmt schien. Er fragte, was ihr fehle, Frau Wengert aber gab eine ausweichende Antwort. Dies war eigentlich sehr thöricht von ihr, denn wenn sie Herrn Morris kannte, dann mußte sie wissen, daß er nun erst recht darauf bestehen würde, zu erfahren, um was es sich handle. So geschah es auch. Morris wurde ungeduldig, er wurde heftig. Frau Wengert erschrak.

„Es lag nicht in meiner Absicht, Ihnen etwas von dem neuen Vorfall mitzuteilen," entschuldigte sie sich. „Nun zwingen Sie mich dazu, Herr Morris, ganz und gar gegen meinen Willen. Es ist wieder ein ganz anonymer Brief angekommen; er hat auf der Spitze eines eisernen Zackens des Gartengitters gesteckt, und das Dienstmädchen hat ihn gefunden. Er ist an mich

adressiert und enthält die üblichen Schmähungen und Verdächtigungen."

„Wo ist der Brief?" fragte Morris.

„Ich habe ihn verbrannt."

„Das ist nicht wahr, Frau Wengert! Eine ehrliche Seele wie Sie vermag sich nicht zu verstellen; ich lese es von Ihrem Gesicht ab, Sie haben den Brief nicht verbrannt."

Es war vergebens, daß Frau Wengert allerlei Ausflüchte machte, sie mußte endlich den Brief aus der Kleidertasche herausziehen und Herrn Morris überreichen. Dieser las ihn genau durch und bemerkte: „Es sind die alten Nichtswürdigkeiten: man behauptet, Sie wären eine Erbschleicherin, suchten sich meines Vermögens zu bemächtigen, gingen darauf aus, mich mit meinen Verwandten zu entzweien, Sie wären eine ehrlose Person, eine Diebin u. s. w. Dieses erbärmliche Gesindel, das Sie zu verdächtigen sucht, Frau Wengert, hat nicht einmal Phantasie genug, um etwas Neues zu erfinden: es sind immer dieselben Vorwürfe und dieselben Beschuldigungen, es ist auch immer dieselbe Person, die das schreibt. Ich kenne auch die Verleumderin, es ist niemand anders als Frau Berger, die Gattin meines ungeratenen Neffen, der mich so schwer gekränkt und beleidigt hat."

„Herr Morris, ich kann nicht zugeben, daß Sie Leute verdächtigen, von denen man nicht genau weiß, ob sie die Thäter sind. Ich habe weder Ihrem Neffen noch seiner Gattin irgend etwas gethan, was sie berechtigen würde, mich zu kränken und zu verfolgen."

„Diese Ansicht macht Ihnen alle Ehre, Frau Wengert, aber es ist so, wie ich Ihnen sage. Wir wollen einen Handschriftvergleicher zu Rate ziehen, dann wird es sich wohl nachweisen lassen, daß niemand anders als Frau Berger die Schreiberin dieser erbärmlichen Schriftstücke ist."

Derartige Vorgänge zwischen Herrn Morris und Frau Wengert hatten sich im Laufe der letzten Wochen wiederholt abgespielt. Wenn die Leute, welche Frau Wengert durch anonyme Briefe verdächtigten, ihr dadurch schaden wollten, so erreichten sie das Gegenteil. Gewöhnlich setzte sich nach solchen Vorkommnissen Morris hin und änderte sein Testament, das im Schreibtische lag, zu Gunsten seiner Wirtschafterin, indem er ihr ein noch höheres Legat als bisher aussetzte.

Einige Tage später erschien in der Villa ein Beamter, der so entschieden Herrn Morris zu sprechen verlangte, daß Frau Wengert, eingeschüchtert, ihn nach dem Zimmer des Hausherrn führte. Dieser sah verwundert den eintretenden uniformierten Beamten an, der sofort begann: „Sie heißen Morris?"

„Jawohl. Was wünschen Sie?"

„Sie haben die Hundesteuer für ein Jahr zu zahlen."

Morris sah erstaunt auf.

„Ich habe keinen Hund," erklärte er sehr erregt, „und ersuche Sie, meine Wohnung zu verlassen."

„Sie haben mir nicht die Thür zu weisen," versetzte der Beamte, „denn ich bin in amtlicher Eigenschaft hier und habe das Recht, mich hier aufzuhalten. Es ist uns von der Polizei mitgeteilt worden, daß Sie die Strafe für einen Hund bezahlt haben, der ohne Maulkorb während der Sperre herumlief. Wenn Sie keinen Hund besäßen, hätten Sie doch die Strafe nicht bezahlt. Sie haben also die Steuer für das ganze Jahr sofort zu entrichten und außerdem noch wegen Steuerhinterziehung eine Anklage zu gewärtigen. Wollen Sie zahlen oder nicht?"

„Nein," erklärte Morris, „ich werde nicht zahlen. Ich lasse mich nicht vergewaltigen. Ich werde es auf einen Prozeß ankommen lassen."

„Das können Sie, aber erst haben Sie zu zahlen! Wenn Sie sich dessen weigern, so schreite ich zur Pfändung."

Der Beamte trat an die Kaminkonsole, auf welcher zwei silberne Leuchter standen, und streckte die Hand nach diesen aus. Die Aufregung des Hausherrn schien ihren höchsten Grad erreicht zu haben.

„Gehen Sie zurück," schrie er, sich gewaltsam aufraffend, „oder es geschieht ein Unglück!" Und nun schien der alte Mann vollständig seine Selbstbeherrschung zu verlieren. „Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie Räuber!" sagte er. „Wie können Sie sich erfrechen, sich an meinem Eigentum zu vergreifen?"

Frau Wengert hob beschwörend die Hände, aber Morris war völlig außer sich und fuhr fort, den Beamten mit Schmähungen zu überhäufen.

Dieser trat drohend einen Schritt auf ihn zu und sagte: „Das werden Sie büßen! Hier Ihre Wirtschafterin ist Zeuge, daß Sie mich in meiner amtlichen Eigenschaft beleidigt haben. Und nun pfände ich diese silbernen Leuchter."

Damit ergriff er die beiden Leuchter, in demselben Augenblick krachte ein Schuß. Morris hatte, halb wahnsinnig vor Wut, den Revolver aus seinem Schreibtisch gerissen und auf den Beamten abgefeuert. Dieser flüchtete aus dem Zimmer, während Morris halbtot in seinen Sessel zurücksank.

Eine halbe Stunde später erschien der Polizeiinspektor der Stadt, gefolgt von einigen Polizeibeamten, drang in die Villa ein und führte Morris nach dem Untersuchungsgefängnis ab. Der kranke Mann ließ sich widerstandslos forttransportieren, und Frau Wengert, die mit ihrem Schreien und Jammern das Haus erfüllte, fiel in Ohnmacht.

3.

Eine Woche war nach diesem Vorfalle vergangen. In der Stadt wurde die Angelegenheit des Villenbesitzers Morris sehr eifrig besprochen. Derselbe hatte sich unzweifelhaft schwer gegen die Gesetze vergangen, aber auch der Beamte war zu schroff aufgetreten und hatte nicht darauf Rücksicht genommen, einen alten, sehr kranken und nervösen Mann vor sich zu haben.

Frau Wengert saß am Fenster ihrer Stube in der Villa, als mehrere Polizeibeamte, gefolgt von einigen Herren in Zivil, dieselbe betraten. Frau Wengert kam ihnen auf der Schwelle entgegen und fragte nach ihrem Begehr.

„Ich bin der Untersuchungsrichter," erklärte einer von ihnen, „und will in dem Arbeitszimmer des Untersuchungsgefangenen Morris eine Haussuchung abhalten. Ich ersuche Sie, dabei zu sein. Geben Sie mir genau an, welche Bestimmung die verschiedenen Zimmer im Hause haben."

Frau Wengert zeigte dicht neben der Thür ihr eigenes Zimmer, dann die Räumlichkeiten, die Morris bewohnte. Der Schreibtisch war verschlossen, Frau Wengert wußte aber die Schlüssel zu beschaffen. Der Untersuchungsrichter fand sehr bald das Testament des Gefangenen; er durchblätterte dasselbe und nickte während des Lesens befriedigt mit dem Kopf.

Plötzlich ging die Thür auf, und der hereintretende Herr sagte zu Frau Wengert: „Ich bin der Staatsanwalt, ich verhafte Sie wegen versuchten Giftmordes."

Einen Augenblick sah die Wirtschafterin den Beamten wie versteinert an, dann sank sie lautlos zu Boden. Der Staatsanwalt, an solche Vorgänge gewöhnt, wendete sich zum Untersuchungsrichter: „Wir haben das Gift in dem Schreibtisch dieser Person gefunden, ebenso verschiedene Werke über Gifte und ihre Anwendung. Sie hat den alten Mann durch beständig gesteigerte Dosen Arsenik bis an den Rand des Grabes gebracht."

Der Untersuchungsrichter nickte. „Sie wußte, daß sie in dem Testament des alten Herrn sehr gut bedacht war, und deshalb hat sie ihn aus der Welt schaffen wollen."

Der Staatsanwalt wies auf eine Anzahl von Papieren, die er in der Hand hielt. „Hier habe ich die Beweise, daß die Wengert auch die Schreiberin der anonymen Briefe ist, durch welche sie den Effekt erzielte, daß Morris sie für die verfolgte Unschuld hielt, einen immer heftigeren Zorn gegen die Bergerschen Eheleute bekam und seine Haushälterin mit immer größeren Summen bedachte."

— — — — — — — — — — —

Die Verhaftung, die sich Morris durch seine Gewaltthat zugezogen hatte, erwies sich für ihn als ein hoher Glücksfall, er verdankte ihr sein Leben. Man hatte ihn infolge seines leidenden Zustandes auf die Krankenstation des Untersuchungsgefängnisses gebracht, und dort stellte der alte, erfahrene Gerichtsarzt bei ihm eine chronische Vergiftung fest. In den Ausscheidungen des Kranken wurde Arsenik nachgewiesen, und der Verdacht, Morris planmäßig mit kleinen Dosen Arsenik vergiftet zu haben, fiel auf die Haushälterin.

Diese erwies sich in der That als eine Erbschleicherin der schlimmsten Art; sie hatte die Bergerschen Eheleute mit Morris verfeindet, sie hatte es verstanden, sich als Freundin der Frau Berger aufzuspielen und gleichzeitig ununterbrochen den Zorn des alten Morris gegen die Bergers zu steigern gewußt. Sie hatte lange gehofft, Morris würde sie heiraten. Als sie einsah, daß diese Hoffnung eitel sei, Morris sie aber in seinem Testament reichlich bedacht habe, beschloß sie, ihn aus der Welt zu schaffen, um in den Besitz des Geldes zu gelangen.

In der Nacht nach diesem Geständnis erhängte sich die Verbrecherin im Gefängnis und entging so der ihr drohenden Strafe.

Da man bei Morris annahm, daß er bei seiner unsinnigen That nicht vollständig bei Verstand gewesen sei, da die langsame Vergiftung nicht nur seine Körper-, sondern auch seine Geisteskräfte beeinflußt haben mußte, da ferner ein Irrtum der Behörde vorlag, und auch der Beamte sich ungebührlich betragen hatte, so wurde der Rentier freigesprochen. Noch im Untersuchungsgefängnis aber fand die völlige Versöhnung zwischen ihm und seinem Neffen statt, der natürlich jetzt aus aller Sorge war.

Morris schenkte der Stadt zu wohlthätigen Zwecken den tausendfachen Betrag der Steuer, die er für einen Hund, den er nicht besaß, hatte bezahlen sollen und die die Ursache seiner Rettung geworden war.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Politik und Aktien. — Im Jahre 1830 rissen sich die südlichen Provinzen Hollands von Holland los und konstituierten sich als unabhängiger Staat Belgien. In Frankreich war Casimir Périer Minister des Innern und Marschall Soult Kriegsminister. Frankreich, das bekanntlich schon seit länger als hundert Jahren sein Augenmerk auf Holland richtete, hielt den Zeitpunkt für gekommen, um wenigstens sich das revolutionierte Belgien anzugliedern. Es ging dies um so leichter, als französische Truppen den Revolutionären gegen die Holländer zu Hilfe gekommen waren, und es hätte damals nur einer Volksabstimmung in Belgien bedurft, und Frankreich wäre um eine Provinz reicher gewesen, denn alle Belgier hätten sich lieber für Frankreich erklärt, als daß sie unter das holländische Joch zurückgekehrt wären.

Marschall Soult war in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ein eifriger Befürworter der Annexion Belgiens. Anders dachte Casimir Périer, welcher in dem französischen Norddepartement zahlreiche Kohlengruben und Eisenwerke besaß. Auch Belgien ist bekanntlich sehr reich an Kohlengruben und Eisenwerken. Kam Belgien zu Frankreich, so wurden die im bisherigen französischen Norden liegenden Gruben und Hüttenwerke stark entwertet. Solchen Vernunftgründen aber war Soult nicht zugänglich, und Casimir Périer durfte, wollte er seine Stellung nicht gefährden, sich auch nicht allzusehr gegen die Annexion Belgiens

sträuben. Er beschloß daher, dem patriotischen Kriegsminister auf andere Weise beizukommen. Soult befand sich stets in Geldverlegenheit, und sein Intendant, der dem fürstlichen Haushalt des Marschalls vorstand, hatte alle Hände voll zu thun, um die nötigen Gelder für den Marschall herbeizuschaffen. Hinter diesen Intendanten steckte sich Casimir Périer, und der Intendant versprach gegen gute Bezahlung dazu behilflich zu sein, Soult von seinen Annexionsgelüsten abzubringen.

Eines Tages ließ sich bei Soult eine Deputation von Industriellen aus dem Norddepartement melden. Soult empfing die Leute erstaunt, denn er wußte nicht, was sie von ihm wollten. Der Sprecher der Deputation hielt eine große Rede. Er pries die Verdienste des Marschalls um den Ruhm und das Glück Frankreichs. Indirekt sei der Marschall der größte Förderer der Industrie Frankreichs, und so hätten sich denn die Industriellen des Norddepartements zusammengethan, um dem verdienten Soldaten und Staatsmann einen kleinen Beweis ihrer Verehrung, ihrer Anerkennung zu geben. Im Namen dieser Industriellen überreiche die Deputation dem Marschall ein Paket Aktien, die ihn zum Mitbeteiligten bei einigen der großartigsten Hüttenwerke des Norddepartements machten. Das sei eine Ehre für die Hüttenwerke und werde dem Marschall Freude machen, wenn er sähe, wie er dadurch enger mit der Industrie verknüpft werde, für die er so viel gethan habe.

In seiner barschen Manier fertigte Soult die Deputation kurz ab und erklärte, es bedürfe nicht derartiger Dinge, um ihn zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten. Was er thue, thue er ohne Bezahlung, und die Deputation möge das „Zeug", wie der Marschall despektierlich die Aktien nannte, wieder mitnehmen. Er brauche dasselbe nicht. Die Deputation aber weigerte sich ganz energisch, das Ehrengeschenk, das sie ihm im Namen sämtlicher Industrieller übergäbe, wieder mit sich zu nehmen, empfahl sich rasch und ließ auf dem Tisch des zürnenden Marschalls die Aktien zurück. Als die Deputation fort war, rief Soult seinen Intendanten und fragte ihn, auf die Aktien weisend, was denn das Zeug da wert sei.

Der Intendant prüfte die Aktien und erklärte: „Das Zeug ist nicht viel wert. Wenn, was wir hoffen wollen, wir in der allernächsten Zeit Belgien annektieren, so beträgt der Wert dieser Aktien vielleicht 80,000 bis 90,000 Franken, wird aber Belgien nicht annektiert, so ändert sich die Summe erheblich, denn dann dürften die Aktien ungefähr eine Million wert sein."

„Welch ein Unsinn," sagte der Marschall entrüstet, „welch ein Unsinn mit der Annexion von Belgien! Wer denkt denn daran, Belgien zu annektieren? Ich wenigstens habe nie einen solch thörichten Gedanken gehabt!"

Als am nächsten Tage in der Ministersitzung Casimir Périer sich gegen die Annexion Belgiens aussprach, stimmte mit ihm der Kriegsminister Marschall Soult, und damit war endgültig der Plan der Annexion Belgiens gefallen. So war durch ein Paket Aktien das Schicksal eines ganzen Staates entschieden, und die Politik Frankreichs mit einem Schlage vollständig verändert worden. [A. O. K.]

Humoristisches.



Ein Zauberkünstler.

Gast (zur Wirtin, die er beim Weinabziehen trifft): Wieviel Flaschen Wein machen Sie aus so einem Faß?

Wirtin: Gewöhnlich achtzig oder einundachtzig; mein seliger Mann brachte es sogar auf neunzig!

Im Eifer.

Hilfsarbeiter: Ach, Herr Registrator, ich möchte um das Aktenstück „Die Hundswut in Sommern" gebeten haben.

Registrator: Bedaure sehr — die Hundswut hat mein Kollege Schulz im nächsten Zimmer; ich habe bloß die Maul- und Klauenseuche, sowie die Rinderpest.

Der „Brückenfrieden". — Im Mittelalter wurden Gewaltthätigkeiten, wenn sie auf einer Brücke verübt worden waren, vielfach strenger geahndet, als wenn sie anderswo vorgekommen, und es war Brauch, sichtbare Zeichen aufzustellen, um vor der Verletzung des „Brückenfriedens" zu warnen. So stand auf der jetzt etwas über sechs Jahrhunderte alten Augustusbrücke zu Dresden eine Säule mit daraufgesetztem steinernen Würfel, auf dessen dem Brückenpfade zugekehrter Seite eine von einem Beile abgehauene Hand dargestellt war, wodurch deutlich verkündet wurde, daß jeder, der den Brückenfrieden bräche, der rechten Hand verlustig sein solle. Dieses alte Wahrzeichen ist lange erhalten geblieben; im Jahre 1547 wurde es renoviert und erst im 18. Jahrhundert beseitigt. [E. K.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 16:
Geist blitzt, Fleiß sitzt, Dummheit schwitzt.

Streich-Rätsel.

Die Wörter eines Sprichwortes zählen zusammen dreizehn Silben. Von den letzteren ist der Reihe nach je eine in einem der nachstehenden Wörter:

Einwohner, Scharnhorst, Beitrag, Judas, Chaussee, Robert, Wachtel, Bekanntschaft, Pharisäer, Perlmutter, Vernichtung, China, Rubinstein

enthalten. Es sind nun in diesen Wörtern die entsprechenden Buchstaben derart zu streichen, daß das Sprichwort in den einzelnen Silben zum Vorschein kommt. Wie lautet es?

Auflösung folgt in Nr. 18.

Charade. (Dreisilbig.)

Im Reich der Tiere lebet meine Erste,
Die in der Mythe Kreis gezogen ward,
Und was die beiden Letzten dir noch nennen,
Ist unter Münzen eine eigne Art.
Das Ganze war dereinst ein hehrer Künstler,
Deß' Meisterhand beherrscht' den kalten Stein;
Was sein Genie aus diesem wußt' zu schaffen,
Wird seines Ruhmes Pfeiler ewig sein.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Rätsels in Nr. 16:
Jena, Ja.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.